

Roger Hobbs

JACK

Das Leben des »Ghostman«

Ins Deutsche übertragen
von Rainer Schmidt

Copyright © 2011 by Roger Hobbs
Originaltitel: „Jack: Autobiography of the Ghostman“
Copyright © der deutschsprachigen Version 2013
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

GOLDMANN

Dies ist die Geschichte davon, wie ich meinen Namen bekam. Sie ist nicht sehr lang, aber ich hoffe, sie lohnt sich zu lesen. Ich bin nämlich nicht der geborene Geschichtenerzähler.

Ich kam am 1. Januar 1974 auf der Entbindungsstation des St. Rose Dominican Hospital auf die Welt. Einen ganzen Monat zu früh. Und das war nicht das Einzige, was mit mir nicht stimmte. Meine Geburt war der Alptraum aller Eltern. Ich lag weit unter dem normalen Geburtsgewicht. Wog nicht mal zweitausend Gramm, war blass und hatte riesige Telleraugen. Als der Arzt mich hochhielt, gab ich keinen Schrei von mir, weil ich keine Luft bekam. Die Geburtsurkunde wurde mit Bleistift ausgefüllt und nie fertiggestellt. Überall waren noch leere Stellen, als habe man nicht gewusst, ob man sich die Mühe überhaupt machen sollte. Viel aufzuschreiben gab es ohnehin nicht.

Dass ich so zur Welt kam, lag wahrscheinlich an den Drogen. Wenn eine Frau in der Schwangerschaft Heroin drückt, dringt es, wie ich später erfuhr, durch die Plazentaschranke in den Fötus, sogar schon im ersten Schwangerschaftsdrittel. Meine Mutter spritzte jeden Tag Heroin, auch als ich in ihr heranwuchs. Die Droge ist für das Kind nicht so schlimm, wie man es sich vielleicht vorstellt. Sie führt nicht unweigerlich zu Fehlbildungen wie bei Contergan oder Agent Orange. Sie ist nicht mal so schlimm wie Alkohol, hat mir mal jemand gesagt. Aber ein Problem ist sie trotzdem. Es besteht das erhöhte Risiko einer Fehlgeburt. Außerdem kann es beim Fötus zu Gehirnblutungen, geringem Geburtsgewicht und geistiger Behinderung kommen. Natürlich tritt keine dieser Nebenwirkungen zwangsläufig ein. Nur die

Risikofaktoren sind größer. Eins ist allerdings sicher.

Wenn die Mutter süchtig ist, ist das Baby es auch.

Von dem Augenblick an, als ich aus dem Mutterleib kam, war ich süchtig. Das Heroin war im Blut meiner Mutter gewesen und deshalb auch in meinem, und plötzlich wurde es mir entzogen. Heutzutage durchläuft ein heroinsüchtiges Neugeborenes die gleiche Behandlung wie die Mutter. Man setzt es auf Methadon, einen synthetischen Heroinersatzstoff, dessen Wirkung länger anhält und der ein bisschen sicherer ist. Das Methadon erleichtert den Entzug, und das Kind wird so weit entwöhnt, dass es trinken und schlafen kann. Aber damals war Methadon noch selten und unpopulär. Die einzige Form der Behandlung bestand in niedrigen Dosierungen des echten Stoffs. Jedenfalls war es die einzige Behandlung, bei der eine Chance auf Erfolg bestand. Aus offensichtlichen Gründen wurde sie nie bei Kindern angewandt und bei Erwachsenen nur selten. Bei einer Heroindosis, wie ich sie gebraucht hätte, wäre die Wahrscheinlichkeit, dass ich daran starb, ebenso groß gewesen wie die, dass ich gerettet wurde, so flach war meine Atmung. Und selbst wenn jemand auf die Idee gekommen wäre, mir etwas zu geben, kann ich mir keinen Arzt und keine Krankenschwester vorstellen, die bereit gewesen wären, es mir zu spritzen. Es ist eine Sache, über eine Behandlung zu reden, und eine ganz andere, einen Säuglingsarm mit Alkohol zu betupfen, die Luftbläschen aus der Nadel zu klopfen und einem Kind, das kaum größer ist als zwei Erwachsenenhände, Heroin in die Vene zu schießen. Ich bin nicht sicher, ob ich es könnte, nicht mal wenn es um das Leben des Kindes ginge.

Ich weiß auch nicht, ob ich es könnte, um mein eigenes

Leben zu retten.

Ich bekam es auf die harte Tour abgewöhnt. Cold Turkey. Für ein Neugeborenes kann ein Entzug tödlich verlaufen, zumal bei einem so geringen Geburtsgewicht wie meinem. Es gibt Probleme mit dem Blut und Probleme mit der Atmung und Probleme mit der Nahrungsaufnahme. In der ersten Woche meines Lebens konnte mein kleiner Körper nicht trinken, nicht schlafen und nicht von alleine atmen. Ich brauchte etwas, das nicht da war, so wie Sie Sauerstoff zum Leben brauchen. Ich hätte ununterbrochen geweint, wäre meine Lunge denn groß oder kräftig genug dafür gewesen. Stattdessen machte ich ein Geräusch, das klang, als würde ich ersticken. Die ganze Nacht ging das so und auch die beiden nächsten - ein langsamer Tod. Meine Symptome stehen immer noch auf dem Papier, mit der Unterschrift derselben beiden Schwestern, alle dreißig Minuten. Mein Herz schlug hundert Mal in der Minute, vierundzwanzig Stunden täglich. Mein Körper versuchte, das Heroin durch Adrenalin zu ersetzen. Ich zitterte, bekam Fieber und Durchfall, übergab mich. Ich weiß nicht, wie ich durchgekommen bin. Es gab damals viele Babys, die es nicht schafften. Vermutlich wollte ich unbedingt leben. Vielleicht wollte ich auch nur beweisen, dass ich besser war als meine Mutter, schon damals. Ich tat etwas, das sie nicht mehr konnte, und dabei war ich erst zwei Tage alt.

Länger dauerte es nicht. Zwei Tage. Am Nachmittag des dritten schlief ich zum ersten Mal ein. Am nächsten Tag konnte ich trinken, ohne mich zu verschlucken. Am nächsten war ich kräftig genug, um zu weinen. Einen Tag später konnte ich selbständig atmen und Geräusche machen und die Augen

öffnen. Am Ende der ersten Woche war ich wie alle andern. Ich hatte zehn Finger, zehn Zehen und keine Ahnung, wer ich war.

Und genau das war das Problem.

Niemand wusste es.

Ich habe meine Mutter nämlich nie kennengelernt. Und auch nie jemanden, der sie kannte. Am Tag vor meiner Geburt wurde eine Frau auf dem Gehweg vor der Notaufnahme des St. Rose aus dem Auto gestoßen. Sie war nicht bekleidet, und sie war schwanger. An ihren Armen und zwischen den Zehen waren schwarze Einstichstellen. Sie hatte Krämpfe und Wehen. Wegen des Heroins konnte man nicht viel tun, um ihr zu helfen. Je schneller die Wehen aufeinanderfolgten, desto klarer war, dass sie es nicht schaffen würde. Die Fruchtblase war bereits geplatzt, und sie verlor Blut. Es gab nie eine Wahl zwischen mir und ihr, hat man mir gesagt. Sie war eigentlich schon tot, bevor sie ins Krankenhaus kam. Die Frage war nur noch, was sie mit mir anstellen sollten. Noch in der Notaufnahme wurde ich per Kaiserschnitt von ihr entbunden, und als sie ihren letzten Atemzug tat, war ich noch in ihr. Irgendwo existieren Fotos von ihrer Leiche, aber die habe ich nie sehen wollen. Ich weiß heute noch nicht, wie sie aussah. Sie war damals eine unbekannte weibliche Leiche, und sie ist es heute noch, eins achtzig tiefer, in der sandigen Erde irgendeines grabsteinlosen Abschnitts auf dem städtischen Friedhof von South Vegas, wo die Junkies nachts zum Crack-Rauchen hingehen. Auf meiner Geburtsurkunde stand: *Baby Boy. Mutter unbekannt.*

Ich glaube, das ist der einzige richtige Name, den ich je hatte.

Baby Boy.

Ich bin adoptiert worden. Es dauerte nicht lange, bis meine neuen Eltern mich gefunden hatten. Neugeborene haben gute Chancen. Ich war gerade so groß, dass sie mich aus dem Brutkasten nehmen konnten. Ich sah aus, als wollte ich leben, egal wie winzig ich war, und das hat meine Eltern überzeugt. Sie waren gute Leute. Andrew und Melissa Delton aus Philadelphia. Damals kam kein Mensch aus Las Vegas. Wir waren eine ganze Stadt voller Importe, meine leibliche Mutter eingeschlossen. Die Deltons waren wegen der Arbeit dort hingezogen und wollten unbedingt eine Familie gründen, konnten selbst aber keine Kinder bekommen. Sie nahmen mich in einer Wolldecke mit in ihr briefmarkengroßes Häuschen in der Wüste, draußen beim Luftwaffenstützpunkt. Als das Auto anhielt, hatte ich immer noch keinen Namen. In den Adoptionsunterlagen stand einer, doch das war nicht ihrer, und er passte auch nicht richtig. Sie hatten sich noch keinen Namen überlegt gehabt, als sie die Papiere unterschrieben. Also trugen sie den ein, den die Ärzte im Krankenhaus benutzt hatten. John. Baby John Unbekannt. Und so wurde ich, als sie mich adoptierten, zu Baby John Delton. Das war durchaus kein schlechter Name, aber es war nicht meiner, und es dauerte Jahre, bis sie anfangen, mich bei meinem Vornamen zu nennen. Für sie war ich immer nur Baby, selbst als ich zu alt dafür wurde und anders genannt werden wollte.

In den ersten Jahren meiner Kindheit gab ich mich mit *John Delton* zufrieden. Ich ertappe mich immer noch manchmal dabei, dass ich mich umdrehe, wenn jemand diesen Namen ruft. Fast rechne ich dann damit, dass mein Vater dasteht und mich

zum Essen ruft. Er hat sich so sehr bemüht, ihn passend zu machen, aber ich konnte es an seiner Stimme hören. Ich hörte es an dem kurzen, abgebrochenen Laut am Anfang seiner Sätze, bevor er die beiden Worte aussprach, und so war es noch im Erwachsenenalter, wenn ich ihn spät abends anrief.

Es war nie wirklich mein Name.

Mein Vater war ein sehr guter Mann. Er arbeitete als Techniker auf dem Luftwaffenstützpunkt und später in den Vororten, als Vegas zu dem wurde, was es heute ist. Er saß immer mit mir hinter unserem Haus in der Wüste und erzählte mir Geschichten von seiner Arbeit mit den Atomsprengköpfen. Er zeigte zum Horizont, wo die Wolkenpilze gewesen waren. Mit den oberirdischen Tests nördlich von Las Vegas war es vorbei, als ich geboren wurde, aber ich kann mich noch an seine Geschichten erinnern, in denen er und meine Mutter auf einer Wolldecke saßen und zuschauten, wie der Atompilz über den Horizont heraufblühte wie ein Sonnenaufgang. Vegas wurde erbaut von Männern wie ihm, die hergekommen waren, um hier zu üben, wie man die Welt in die Luft jagte. Ohne Oppenheimer, sagte er zu mir, gäbe es kein Las Vegas. Ohne Vegas gäbe es mich nicht. Ich strich mit den Fingern über die Hochglanzfotos, die er mir zeigte, und sah die Explosionen im Geiste. Er nannte mich Baby, als ein Zeichen seiner Zuneigung.

Ich wuchs in dem Haus auf. Meine Eltern zogen nie dort aus, auch nicht, als Vegas in den achtziger Jahren riesenhaft anwuchs und wir das Grundstück zum doppelten Preis hätten verkaufen und woanders hingehen können. Sie schickten mich auf die nächstgelegene Schule, und ich war dort sehr gut. Vermutlich war ich einer von denen, mit denen

es das Leben gut gemeint hatte. Ich war gescheit, und ich ging niemals hungrig ins Bett. Ich verschlang Bücher über die Antike. Ich las jedes einzelne, das die Bibliothek mir beschaffen konnte. Rom war immer mein Lieblingsthema. Manchmal zog ich nach der Schule hinaus in die Wüste und stellte mir vor, ich sei Cäsar in Nordafrika und marschierte mit meinen Leuten durch die Wüste auf der Flucht vor Pompejus mit seiner überlegenen Armee. Ich sah die ganze Schlacht vor meinem geistigen Auge und hörte den machtvollen Donner der gepanzerten Männer, die da zusammenprallten. Ich stürmte mit ihnen durch die Steppe, als sei ich einer von ihnen. Die Sonne ging unter, und in der Ferne leuchteten die Lichter am Strip auf. Gerade so, als explodiere eine der Wasserstoffbomben meines Vaters dicht hinter dem Horizont. Wenn ich müde wurde, ging ich nach Hause und las, bis meine Eltern mich riefen. Mein Vater sagte nie etwas dazu, aber er verstand. In seinem Kopf war immer ein Atompilz. In meinem war immer ein Mann in Rüstung.

Wir wohnten am Rande der Wüste, bis ich acht Jahre alt war und die neuen Wohnviertel uns erreichten und um uns herum zu einer ganzen Stadt wurden. Das ging rasend schnell. Gerade waren wir noch allein, und am nächsten Tag hatten wir Nachbarn. Mein Vater säte jedes Jahr neues Gras vor dem Haus, und ich sah zu, wie es in der Hitze gelb wurde und verdorrte. Das Gras vor den anderen Häusern verdorrte nie. Mein Vater säte und säte und säte. Als ich so weit war, dass ich aufs College gehen konnte, gab es um uns herum keine Wüste mehr. Alles war von Rasen bedeckt, und immer mehr Häuser kamen hinzu, bis hin zum Luftwaffenstützpunkt, wo sie die Bomben lagerten. Vegas wuchs. Das Gras meines Vaters

nicht.

Ich war John Delton, bis ich vierzehn war.

Dann fand ich die Papiertüte.

Die Papiertüte war wahrscheinlich der wichtigste Gegenstand in meinem Leben. Natürlich hat es da noch andere Dinge gegeben, aber es war nie ganz das Gleiche. Wenn Sie irgendetwas über mich wissen wollen, müssen Sie hier anfangen. Auf eine verdrehte Weise war es diese Tüte, die mich zu dem gemacht hat, was ich heute bin. Sie hat mich die erste Lektion über mich selbst gelehrt.

Aber zuerst sollten Sie erfahren, wo ich aufgewachsen bin.

Las Vegas ist groß, und im Laufe meines Lebens ist es viel größer geworden. 1988, als ich vierzehn war, stand das Haus meiner Kindheit nicht mehr briefmarkengroß in der Wüste. Es gehörte zu einem Vorortviertel mit asphaltierten Straßen und Gehwegen und Bussen, die in kurzen Abständen hin und her fuhren. Ich war immer reif für mein Alter, aber ich wusste nie genau, was das bedeutete. Ich selbst hielt mich nie für *reif*. Die meiste Zeit sah ich mich selbst überhaupt nicht. Es war, als schlief ich mit offenen Augen. Es gibt ganze Jahre, aus denen mir keine einzige richtige Erinnerung geblieben ist. Ich sprach nie mit jemandem, es sei denn, der Lehrer richtete eine Frage direkt an mich oder meine Eltern erkundigten sich, wie es in der Schule gewesen sei.

Normalerweise konnte ich korrekt und ohne zu überlegen antworten und dann einen Augenblick später wieder wegdriften. Aber ganz gleich, wie meine Eltern zu dieser Schlussfolgerung kamen – als ich vierzehn wurde, fanden sie,

ich sei reif genug, um in der Stadt hinzugehen, wohin ich wollte. Sie gaben mir ein bisschen Geld, einen Dime für das Münztelefon und eine Flasche Sonnenöl und meinten, ich dürfe machen, was ich wolle, solange ich pünktlich zum Abendessen wieder da sei. Dann schoben sie mich zur Tür hinaus. Ich hatte keine Ahnung, wohin ich gehen oder mit wem ich reden sollte. Ich war in meinem Leben noch nirgendwo gewesen.

Ich ging einfach los.

Und tat, was wohl jeder unternehmungslustige, aber ahnungslose junge Mann getan hätte. Ich fuhr zu dem größten Casino, das es in der Stadt gab, und fing dort an. Ich nahm den Vorort-Bus bis zum Transit Center und stieg dort in einen, der mich über den Highway 515 South zum Freeway bringen würde. Ich saß in der vorletzten Reihe und sah zu, wie die Wüste sich in Häuser verwandelte, wie die Häuser zu Hotels wurden und die Hotels zu Casinos. Eine halbe Stunde später war ich an der Ecke Las Vegas Boulevard und Flamingo Road, mitten auf dem Las Vegas Strip.

Von der Busfahrt habe ich weiter nicht viel behalten, aber ich glaube, da fing es an. Etwas in mir veränderte sich. Es war, als wachte ich auf. Tausendmal war ich auf dem Rücksitz im Wagen meines Vaters durch die Stadt gefahren und hatte schon jeden Zollbreit des Strip gesehen, doch aus irgendeinem Grund war es diesmal anders. Ich war allein, und ich hatte das Gefühl, Las Vegas wirklich zu sehen. Ich konnte mit der Stadt kommunizieren, und zwar auf eine Weise, wie ich es nicht konnte, wenn ich neben meinem Vater saß. Glas, Beton, Lichter und Glocken - das alles war nicht mehr allein Kulisse. Die Stadt erfüllte mich, fesselte meine Gedanken. Als ich aus diesem Bus stieg, war es, als setzte

ich zum ersten Mal den Fuß auf den Boden von Las Vegas. Ich spürte in diesem Moment, was hundert Millionen Touristen gespürt haben, seit die erste Glühbirne an einen Draht gehängt wurde und ein Mann mit einem Schnurrbart hier 1920 zum ersten Mal die Karten austeilte. Ich spürte das Rauschen in meinem Kopf, als ich an den Casino-Hochhäusern hinaufschaute und zum ersten Mal den Teufelswind einatmete, der den Boulevard heraufwehte.

Mein Gott.

Es war wunderbar.

Man muss sich darüber klar sein, dass der Strip damals noch eine ganz andere Welt war. »Gambling Bill's« hieß »Barbary Coast«, und das »MGM Grand« war das »Marina«. Sogar das »Bellagio«, diese Monstrosität aus weißem Marmor mit den Springbrunnen überall an der Straße, war noch eine Mafia-Spelunke namens »Dunes« mit einem lächerlichen Turm und einer Leuchtschrift. Bevor New York und Paris und Ägypten die Skyline eroberten, hatte der Strip seine ganz eigene Atmosphäre. Es war schwer zu beschreiben. Er sah aus wie ein Ort, den lebendige Menschen erbaut hatten, und fühlte sich auch so an. In der Luft hing noch der Zigarettenrauch der Truckfahrer, der Geruch der frisch ausgepackten Spielkarten und des Wüstenstaubs. Das alles roch immer noch ein bisschen nach Verzweiflung, aber es war eine eindeutig amerikanische Verzweiflung. Kleinigkeiten störten das Auge, doch gerade das machte alles so perfekt. Das weiße Pflaster blendete einen hier ebenso wie der Sand draußen in der Wüste. An den Ecken alter Gebäude hingen Reklametafeln für Hotelzimmer - ein Dollar pro Stunde, keine Fragen -, die seit Jahren nicht neu gemalt worden waren. Auf Brachflächen war der Asphalt

gerissen, und der Sand war wieder eingezogen. Rollende Büsche, voll von Zigarettenstummeln und Zeitungspapier, hatten sich im Schutt verfangen. Die ganze Stadt war schmutzig und im Umbruch, sie war voller Leben und eine riesige Baustelle. Sie war ganz anders als alles, was ich je gekannt hatte.

Als ich klein war, war der Strip immer eine Gegend, an der wir vorbeifuhren und die wir nach Möglichkeit ignorierten. Meine Eltern kamen nie hierher. Wir fuhren ab und zu daran entlang, doch wir hielten niemals an. Es war, als existierte er nicht. Aber hier war er. Ich kann es nicht erklären. Als ich nun dort stand, konnte ich plötzlich nicht mehr klar denken. Ich tauchte ein ins Reich sinnlichen Erlebens. Meine Sinne waren auf eine Weise wichtig, wie sie es in der Wüste oder in der Bibliothek niemals waren. Gerüche waren wichtig. Texturen waren wichtig. Farben waren wichtig. Das Hier und Jetzt war wichtig. Während ich dort war, schnitt etwas in mir durch den Nebel der Wörter in meinem Kopf. Ich stand mit offenem Mund da und staunte, fühlte mich lebendig und gegenwärtig und war sprachlos angesichts der Ruhe, mit der sich all dies vollzog. Zum ersten Mal hörte ich das Singen des Stahls im Beton, als die Trucks auf dem Freeway vorbeidonnerten. Das Klingeln der Münzspielautomaten. Das dumpfe Grollen der Motoren.

Zum ersten Mal hörte ich meinen eigenen Herzschlag.

Von diesem Augenblick an gehörte die Fahrt in die Stadt zu meinem regelmäßigen Programm. Dabei tat ich nicht mal viel, wenn ich dort war. Ich war einfach *da*. Und beobachtete die Leute um mich herum. Ich ging auf den Gehwegen auf und ab, schaute mir die Passanten an und malte mir aus, was für

ein Leben sie führten. Ich hörte sie, roch sie, berührte sie. Ich lehnte mich an die stuckverzierten Säulen in der Auffahrt des Caesars Palace und ließ mich von den Wellen menschlicher Körper umspielen wie von einem Ozean. Ich saß an der Plastiktheke vor einem Hot-Dog-Stand und betrachtete die Gesichter der Männer und Frauen, die aus dem Casino auf der anderen Straßenseite kamen. Das war mein Lieblingsplatz, vor allem abends. Ich konnte mich ausruhen und alles beobachten. Manche von denen, die da herauskamen, waren ausgeruht wie ich. Manche waren durcheinander, andere in Tränen aufgelöst. Manche kamen wütend heraus, erregt oder als wären sie verliebt. Es lag eine Art Zauber darin. Ich versuchte, die Gesichter der Leute zu imitieren, die ich sah. Anfangs tat ich es ganz unwillkürlich. Ich sah jemanden und verwandelte mich in ihn, als läse ich ein Buch über die menschliche Seele. Dabei lernte ich etwas, das ich mein Leben lang nicht vergessen werde. Wenn man lange genug vor einem Casino wartet, sieht man jede menschliche Gefühlsregung auf den Gesichtern der Menschen, die dort aus der Tür kommen. Ich dachte mir, wenn ich nur lange genug wartete, würde ich mich eines Tages in einem sogar wiedererkennen.

Das ging monatelang so. Ich muss im Laufe eines Jahres mindestens dreißig oder vierzig Mal am Strip gewesen sein, um die Leute zu beobachten. Die Schule litt darunter nicht, und deshalb ließen meine Eltern mich gehen, so oft ich wollte. Ich war fasziniert von dem Leben dort. Es war meine einzige echte Beziehung.

An manchen Tagen war weniger los als an anderen. Während der Hitzewelle zu Beginn des Sommers war der Strip

wie leer gefegt, im Herbst noch einmal und auch gleich nach Neujahr. An diesen Tagen saß ich auf den Stufen im klimatisierten Eingangsbereich des Caesars Palace und las eins meiner Bücher. Eine Ptolemäus-Übersetzung. Einen Augustus-Brief. Ein Gedicht von Catull. Ich wartete, bis die Sonne unterging und der Mond und die Lichter aufleuchteten, und dann beobachtete ich durch das spiegelnde Glas, wie die Leute in den Restaurants und in den Nightclubs ihre Jacketts und Highheels auszogen. Ich dachte mir Geschichten über ihr Leben aus und lebte es ein paar Augenblicke lang mit ihnen. Die bloße Anwesenheit an solch einem Ort war erregend für mich. Ich konnte tausend Menschen gleichzeitig sein. Ich wollte jeder sein. Kein Gesicht in der Menge - ich wollte Las Vegas sein.

Und ich dachte, das könnte so weitergehen, bis zu jenem Tag im September.

Da änderte sich alles.

Es war ein Freitag. Ungefähr fünf Uhr, als es passierte. Ich entsinne mich deutlich an alles. Vielleicht ist es überhaupt meine erste richtige Erinnerung, abgesehen von ein paar Erinnerungsfetzen an den Duft von warmem Essen oder an ein Fantasiespiel unter dem Wüstenhimmel. Es ist meine erste Geschichte. Ich kenne sie auswendig.

Der Tag hatte gut angefangen. Wegen irgendeiner Lehrerfortbildung war die Schule früher aus gewesen, und ich hatte den ganzen Nachmittag für mich und konnte tun und lassen, was ich wollte. Ich fuhr zu dem Hot-Dog-Stand vor dem Casino am südlichen Ende des Strip - einfach weil ich nichts Besseres mit meiner Zeit anzufangen wusste. Der

Busfahrer, der mich dort hinbrachte, hatte mich in zehn Monaten sicher vierzig Mal gesehen, aber was ich auch tat oder zu ihm sagte, wenn die Tür aufging, ich sah nie einen Funken des Wiedererkennens in seinem Gesicht. Es war jedes Mal, als wäre ich ein neuer Fahrgast. Ich konnte es ihm nicht verdenken. Es heißt, Babys mit geringem Geburtsgewicht werden entweder sehr dünn oder sehr fett, aber das war bei mir nie so. Mit vierzehn war ich weder klein noch groß. Ich war weder dick noch dünn. Mein Haar war unauffällig braun, und das Gleiche galt auch für meine Augen. Man sagt, Kinder seien unsichtbar. Unsichtbar beschrieb es nicht mal ansatzweise. Ich existierte gar nicht.

Im August hörte ich auf, das Fahrgeld zu bezahlen.

Ich erinnere mich, dass an dem Tag auf dem Strip wenig los war, und es sah aus, als würde es am Abend noch ruhiger werden. Ich hatte ein Buch mitgenommen, für alle Fälle. Die *Aeneis*. Der September ist hier nie ein guter Monat. Das Wetter ist zwar besser als sonst im Jahr, und sämtliche Shows laufen noch, aber keiner kommt. Die Zimmerbuchungen brechen in der Monatsmitte drastisch ein. Hat was mit dem Schulanfang zu tun. Alles dreht sich um die Kinder, und deshalb machen die Leute im September keinen Urlaub. Am zweiten Montag des Monats herrschte an allen Schulen im Lande wieder normaler Betrieb. Alle Extrabetten in den Hotels waren gemacht. Ich saß draußen an dem Hot-Dog-Stand unter einem Sonnenschirm und wartete ab, wer da durch die Tür des Casinos kommen würde. Der Himmel hatte die Farbe von Zigarettenasche. Mein Finger klemmte noch zwischen den Seiten meines Buches. Sie waren alt und vergilbt. Es war ein von Fagles übersetztes Paperback, und ich hatte es fast zur

Hälfte gelesen. Ich erinnere mich noch genau an alles. Die ganze Welt roch nach verbrannten Würstchen, abgestandenem Bier und altem Papier.

Und dann sah ich die Papiertüte.

Damals in den Achtzigern kamen Geldautomaten gerade erst auf. Sie standen nicht an jeder Ecke, so wie heute. Las Vegas war voller Banken, und die Banken waren voller Geld. Sie würden nicht glauben, wie viel Geld. Aberhunderte Millionen, und alles im Umlauf. Die Leute flogen mit einem Ticket und einer Reisetasche ein und hoben dann ihr ganzes Monatsgehalt ab, um es im Casino zu verballern. Wenn die Casinos gewonnen hatten - und sie gewannen immer -, transportierten sie das Geld zurück zur Bank. Es war ein geschlossener Kreislauf, bei dem täglich gigantische Summen bewegt wurden. Die Touristen holten das Geld von der Bank, und die Casinos brachten es zurück. Ich war in diesem Land schon in Gegenden, wo zweihundert Dollar als eine hohe Bargeldabhebung betrachtet werden. In Vegas zuckt der Kassierer nicht mal bei zweihunderttausend mit der Wimper. Er steckt das Geld nur in einen Umschlag und gibt es Ihnen.

Das hier war aber kein Umschlag.

Es war eine braune Papiertüte.

Ein paar Hocker weiter saß ein Typ mit einem schlichten weißen Button-down-Hemd. Eine Kuriertasche mit Schulterriemen lag zu seinen Füßen. Er war kahl bis hinter die Ohren und hatte die letzten ihm verbliebenen Strähnen über die Glatze gekämmt, ein halbherziger Versuch, sie zu bedecken. Der Kerl sah aus wie Anfang vierzig und saß über die Theke gebeugt da und starrte in einen Becher mit schwarzem Kaffee. Er war dünn und hatte braune Augen wie

ich. Über der Hemdtasche trug er ein silbernes Namensschild. Ich blinzelte durch das grelle Sonnenlicht, konnte es aber nicht lesen. Er machte ein Gesicht, als habe dieser Tag schon viel zu lange gedauert. Aber nicht das zog meinen Blick auf ihn. Nicht das veranlasste mich, ihn zu beobachten, als wäre er der interessanteste Mensch auf Erden. Es war mir egal, wie er hieß oder was für einen Tag er hinter sich hatte.

Nicht egal war mir, was er in der Sandwichtüte hatte, die da zwischen seinen Füßen aufragte.

Es war eine einfache braune Papiertüte, wie man sie kriegt, wenn man sich im Laden an der Ecke ein längliches Submarine-Sandwich kauft. Irgendeine zerknitterte Verpackung, kaum der Rede wert. Die Öffnung war mehrmals zerknüllt worden und stand jetzt halb offen. Den Inhalt, der da herausschimmerte, konnte ich nur mühsam erkennen. Die Tüte war voller Papier. Ich sah aber nur die Ränder. Ein Buch, dachte ich, zumindest im ersten Moment. Doch es war kein Buch. Die Ränder waren grauweiß, und man sah einen Hauch von schwarzer und grüner Druckfarbe. Das Papier war abgegriffen und dünn.

Eine Tüte voll Geld.

Ich konnte nicht alles sehen und schon gar nicht zählen, wie viel es war, aber es musste eine ganze Menge sein. Die Tüte war voll, dick wie eine Sonntagszeitung. Sie stand da auf seiner Kuriertasche, zwischen seinen Füßen und der Theke. Ich kann nicht richtig beschreiben, was mir in diesem Augenblick durch den Kopf ging. Mich erfasste keine Woge der Habgier oder so was. Ich hatte auch keine Reichtumsfantasien, aber ich dachte genauso wenig über die

Konsequenzen nach. Ich sah mich, ich sah ihn, ich sah das Geld.

Es war, als beobachtete ich ihn schon eine Ewigkeit, obwohl es wahrscheinlich nur eine Minute dauerte. Als ich schließlich handelte, war es, als sähe ich mir selbst von außen zu. Ich bat den Mann hinter der Theke, mir meine Reste einzupacken. Er gab mir eine Sandwichtüte, und ich gab ihm ein Trinkgeld. Den Rest meines Hot Dogs warf ich weg, aber die braune Papiertüte behielt ich. Ich zerknüllte sie, und dann schob ich langsam mein Exemplar der *Aeneis* hinein. Es passte tadellos; alles, was man auf den ersten Blick sah, waren die Ränder der Seiten.

Nicht einen Augenblick lang fragte ich mich, was ich da tat.

Ich stand langsam auf und ging hinter dem Glatzenmann in dem weißen Hemd vorbei, als hätte ich auf der ganzen Welt keine Sorgen oder als wäre ich ein einfältiger Tourist, dem von all den blitzenden Lichtern ganz schwindlig wurde. Der Mann bemerkte mich nicht, nicht mal, als ich unmittelbar hinter ihm war. Ich stolperte, nur ein bisschen, über einen Riss im Gehweg und kniete mich hin, um mir den Schuh zuzubinden. Ich beugte mich hinunter und tauschte seine Tüte voll Geld gegen die Tüte mit meinem Buch aus. Das dauerte vielleicht eine Viertelsekunde.

Ich dachte, es würde ganz einfach sein.

Bislang hatte sich doch auch noch nie jemand für mich interessiert.

Aber da irrte ich mich.

Als ich wieder aufstand, drehte der Mann sich auf seinem Hocker ein wenig herum. Bis heute weiß ich nicht, was

ich falsch gemacht habe. Seine Augen bewegten sich, und ihr Blick landete auf mir. Ich sah, wie die Gedanken in seinem Kopf Gestalt annahmen, als wisse er noch nicht genau, was er da vor sich sah. Die Erkenntnis in seinen Augen dämmerte langsam herauf, wie ein Atompilz, der hinter dem Horizont seines Bewusstseins aufblühte. Sein Gesicht spiegelte seine Gefühlsregungen. Erst Erstaunen. Dann Überraschung. Schließlich Zorn. Er hatte mich ertappt, und das wussten wir beide in dem Sekundenbruchteil, bevor etwas passierte. Ich sah den allerersten Laut der allerersten Silbe durch seine Kehle kommen wie eine Kugel in einem Gewehrlauf.

Aber er kam nicht bis in den Mund.

Ich packte ihn am Hinterkopf und schlug sein Gesicht auf die Theke. Und zwar mit solch einer Wucht, dass der Kaffeebecher vor ihm zerbrach und die Steingutscherben sich in seine Haut bohrten. Sein Nasenbein war zertrümmert. Der heiße Kaffee verbrühte ihm das Gesicht und spritzte auf die Theke. Die Flüssigkeit drang ihm in die Augen, und er konnte nichts mehr sehen. Vielleicht würde er erblinden.

Er schrie. Mein Gott, wie gut ich mich an sein Schreien erinnern kann.

Ich weiß nicht, warum ich es tat. Den Sturm der Gedanken in meinem Kopf kann ich kaum beschreiben. Was mir durch den Kopf ging, waren Handschellen und Polizisten und Gefängniszellen und Gerichtssäle und Briefe mit Amtssiegel. Mir graute vor der Schande des Versagens, und zugleich regte sich etwas Mächtiges in meinem Innern, das kein Versagen zulassen würde. Ich hatte Angst davor aufzufallen, auf frischer Tat ertappt zu werden, und – schlimmer noch – ich hatte Gefallen daran, ausnahmsweise einmal im Leben der

Aggressor zu sein. Es war das ungewohnte Gefühl, dass jeder mich anstarrte. Nach fünf Sekunden war immer noch niemand eingeschritten, um mich zu stoppen. Alle standen nur reglos da und schauten zu, wie das Blut aus der Nase des Mannes spritzte, in seine Augenwinkel lief und seinen Mund füllte. Er kippte vom Hocker, wälzte sich auf dem Boden und krallte die Hände ins Gesicht. Ich hielt die Luft an. Ich wollte ausatmen, aber ich konnte es nicht.

»Wag es ja nicht, mich anzusehen!«, hörte ich meine Stimme sagen.

Dann kam der Rausch. Adrenalin und Angst und Habgier und Hass und die Schuldgefühle, das alles. Es überkam mich, und ich lebte wieder ganz in diesem einen Augenblick. Ich schmeckte die Luft, und ich hörte meinen Herzschlag und das Schreien meines Opfers, das sich die Hände ans Gesicht drückte.

Ich hob die Tüte auf und ging davon. Der Mann kroch mir nach. Es war helllichter Tag, aber niemand half ihm oder versuchte, mich aufzuhalten. Als ich in der Lieferantenzufahrt hinter dem Casino war, ging meine Pulsfrequenz schon zurück. Ich verschwand in der Menge auf dem Strip und war wieder ein Niemand. Polizisten liefen an mir vorbei. Ich atmete und atmete und atmete, bis ich dachte, ich ertrage es nicht länger.

Das war mein allererster Raubüberfall.

Ich nahm den ersten Bus, den ich sah, fuhr bis zur Endstation, stieg in einen anderen und dann noch in einen anderen. Zu diesem Hot-Dog-Stand bin ich nie mehr zurückgekehrt. Manchmal frage ich mich, ob er noch da ist oder ob sich überhaupt jemand an den Vorfall erinnert. Ich

frage mich, ob einer von denen, die damals da waren, noch hin und wieder an den Mann denkt, den ich auf dem Gehweg liegen ließ, wo er die Hand nach mir ausstreckte, mit schmerzverzerrtem Gesicht.

Im Bus öffnete ich die Tüte auf meinem Schoß und schaute hinein. Sie war voll mit Fünfzig-Dollar-Scheinen. Ein ganzer Packen. Sie waren vom Alter vergilbt. Scheine von 1979 bis 1981. Ich zählte sie und fächerte sie zwischen den Fingern auseinander. Insgesamt vierhundert Scheine, aufgeteilt in vier Bündel. Zwanzigtausend Dollar. Langsam atmete ich aus. Das war mehr, als ich mir je hätte träumen lassen.

Ich wollte, dass es nie wieder aufhörte.

Ich war vierzehn Jahre alt.

Zwanzigtausend Dollar sind eine Menge Geld für einen Vierzehnjährigen. Und das war 1988. Zwanzigtausend Dollar hätten für das College gereicht. Für ein nagelneues Auto, frisch vom Band, mit Extras und Tapedeck. Zwanzig Riesen waren das Jahresgehalt eines Polizisten. Das ganze Bündel war fünf Zentimeter dick.

Als ich dieses Papier in der Hand hielt, fühlte ich mich, als sei ich jemand. Zum ersten Mal in meinem Leben hatte ich etwas zustande gebracht, das niemand sonst geschafft hätte. Es gab etwas, worin ich besser war als alle anderen. Gerissener. Ich war nicht mehr irgendein x-beliebiger Junge aus dem Vorort. Ich war nicht irgendein Bengel, der sich hinter Science-Fiction-Büchern verkroch oder für drei fünfunddreißig die Stunde in der Nachtschicht an der Tankstelle arbeitete. Nein. Ich lebte. Ich war

jemand, mit dem man rechnen musste.

Wenn ich die Augen schloss, konnte ich den Mann auf dem Gehweg hinter mir immer noch sehen. In manchen Nächten hatte ich Gewissensbisse, aber am Morgen vergingen sie wieder. Inzwischen kann ich mich kaum noch an ihn erinnern. Doch an das Geld erinnere ich mich in Ewigkeit.

Was damals anfang, wucherte in meinem Kopf. Irgendwann sollte es mich verzehren, aber nicht sofort und auf einmal. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie oft ich in diesen ersten paar Jahren nachts im Bett saß und zum Deckenventilator hinaufstarrte und an die verblichenen grünen Geldscheinbündel ganz unten in meinem Kleiderschrank dachte. Ich hatte Angst, meine Eltern könnten sie finden. Ich hatte Angst, Männer in Uniformen würden mich anhand der Fingerabdrücke aufspüren und verhaften. Ich hatte Angst, das Leben, das ich kannte, würde ein Ende haben, wenn sie mich schnappten. Vierhundert Scheine, und ich würde nie aufs College gehen. Oder meinen Highschool-Abschluss machen. Oder je zur Wahl gehen. Ich stellte mir vor, das Bild dieses Mannes würde mich für immer begleiten.

Das Geld wurde alt in diesem Schuhkarton und meine Angst mit ihm. In den ersten vier Jahren gab ich kaum etwas davon aus. Auf der Highschool war es leicht, es zu vergessen. Ich driftete wieder in meine eigene Welt ab, als wäre ich schiffbrüchig auf einem Ozean. Ich wusste nicht, wer ich war. Noch nicht.

Das Geld war noch da, als ich es mit siebzehn in meinen Koffer packte und quer durchs ganze Land nach Maryland flog, um auf das St. John's College in Annapolis zu gehen. Dort lernte ich Altgriechisch und Französisch. Ich las all die

alten Meister der abendländischen Kultur, und als ich damit fertig war, las ich sie alle noch mal, im Original, Wort für Wort, mit einem Rotstift. Ich bekam Spitzenzensuren. Auf St. John's ist es üblich, dass zwei der Professoren mit dem Studenten zusammensitzen und über seine Leistungen reden, als wäre er nicht dabei. Diese Übung nennt man »Don Rag«, und angeblich ist es einfach nur grauenhaft. Aber ich war das Gefühl gewohnt, ignoriert zu werden. Und meine Lehrer hatten ohnehin nie viel über mich zu sagen.

Das College ging vorbei.

Als ich zwanzig war, fuhr ich nach Virginia und kaufte mir auf einer Waffenmesse eine Pistole. Einen Monat später marschierte ich in eine Bank in Wilmington, Delaware. Ich legte die Pistole zwischen mir und dem Kassierer auf die Theke. Ich gab keinen Laut von mir. Sie schoben mir siebentausend Dollar unter der Scheibe hindurch. Ich ging.

Mir fehlte das Gefühl, jemand zu sein. Mir fehlte ein Ziel neben dem Lesen und dem Zuhören und dem Eintauchen in meine eigenen Gedanken. Mir fehlte es, ein Bündel Geldscheine hochhalten und so wie beim ersten Mal die Druckfarbe riechen und das Baumwollpapier zwischen den Fingern fühlen zu können. Mir fehlte es, von allen angestarrt zu werden, mit hundertprozentiger Aufmerksamkeit und Konzentration. Mir fehlte die Angst, die Erregung, das Prickeln bei alledem. Als ich mit dem College fertig war, hatte ich noch keine Ahnung, was ich tun und wer ich sein wollte. Nur ich selbst, das wusste ich, wollte ich nicht mehr sein. Ich vernichtete alles, was von meinem alten Leben übrig war. Ich legte mein Diplom und alles andere auf einen Haufen und verbrannte es. Meinen Führerschein, meine

Sozialversicherungskarte, meinen Pass. Ich fuhr so weit weg, wie es nur ging. Ich wollte nicht ich sein, nicht Baby Boy.

1995 ging ich in ein QuickCash in Atlanta, Georgia, und legte die Pistole unter die kugelsichere Plastikscheibe zwischen mir und der Kassierererin. Sie übergab mir zweiunddreißigtausend Dollar in einer Plastiktüte und flehte mich an, ihr nichts zu tun. Auf diesen Gedanken wäre ich nie gekommen. Die Waffe war ein Symbol wie die Farbe einer Krawatte oder der Name auf der Geburtsurkunde eines Babys. Sie war ein Mittel zum Zweck, mehr nicht.

Ich bin kein Soziopath. Zumindest halte ich mich nicht dafür. Ich passe nicht ins übliche Raster, und das habe ich auch nie gewollt. Vielleicht liegt das in meiner Familie. Vielleicht habe ich eine gewisse Rastlosigkeit im Blut. Vielleicht ist es das Einzige, was meine Mutter mir hinterlassen hat - abgesehen von den letzten paar Molekülen Diamorphin-Substrat im Fettgewebe meiner Leber, die bei mir bleiben werden, bis ich sterbe. Ich bin zum Alleinsein geboren.

Ich raubte noch eine Bank aus. Santa Monica, Kalifornien.

Dann noch eine. Roswell, New Mexico.

Es gab andere wie mich, stellte ich fest. In dieser Szene spricht sich manches schnell herum. Ich fand sie mühelos, oder sie fingen an, mich zu finden. Ein einfacher Bankraub war bald keine Herausforderung mehr für mich. Ich wollte mehr. Ein Hehler namens Morty Finn war mein erster Kontakt. Er brachte mich mit Leuten zusammen, die wussten, wie man machte, was ich machen wollte. Alle möglichen Leute. Manche verstanden etwas von Waffen, andere von Autos, wieder

andere von Banken oder vom Knast. Ich besaß eine gewisse Menschenkenntnis und ein Gespür dafür, wie die Leute tickten. Außerdem konnte ich ein Niemand sein, und wenn man niemand ist, kann man jeder sein. Das war mein Talent. Der Adrenalinrausch beim ersten Mal hat mir nie gereicht. Ich wollte mehr. Ich wollte mich lebendig fühlen.

Ich habe nie eine Wohnung ausgeraubt. Ich habe nie jemanden überfallen, und ich habe nie jemanden verletzt, der es weniger verdient hatte als ich selbst. Ich habe niemals Juwelen, Waffen, Drogen oder Kunstgegenstände gestohlen, sondern immer nur Geld. Ein Fahrer namens Jackie war der erste Freund, den ich je hatte, aber auch ihm habe ich nie gesagt, wie ich heiße. Er nannte mich *Ulysses*, nach dem Präsidenten Ulysses S. Grant, dessen Gesicht auf dem Fünfundzwanzig-Dollar-Schein ist. Ich bin nicht sicher, dass er wusste, was der Name sonst noch bedeutete, und ich habe ihn nie gefragt. Wir sprachen nie miteinander, außer über Blaupausen oder bei einem Becher Kaffee im Auto. Unseren ersten gepanzerten Transporter raubten wir zusammen aus, als ich fünfundzwanzig war. Wir bekamen jeder eine halbe Million. Nach diesem Job kam ein Foto, das eine Überwachungskamera von mir gemacht hatte, in den Abendnachrichten, aber sie hatten keinen Namen, keine Fingerabdrücke, keine Spuren. Der Mann auf dem Foto sah nicht aus wie ich. Ich war niemand. Ich konnte jeder sein.

Wenn ich nicht mit einem Job beschäftigt bin, habe ich das Gefühl, gar nicht zu existieren. Ganze Jahre können zwischen zwei Überfällen vergehen, je nachdem, welche Gelegenheiten sich bieten und wie viel Geld ich auf der Bank habe. Ich dachte mir, wenn ich meine erste Million hätte,

würden alle meine Probleme verschwinden. Ich gab etliche hunderttausend Dollar für Reisen aus und besuchte all die Orte, von denen ich bisher immer nur gelesen hatte. Ich lebte gut und schnell. Ich dachte, wenn ich die Ruinen des antiken Ravenna vom Fenster meiner Villa an der Adria sehen könnte, würde ich mich zu Hause fühlen. Ich dachte, vielleicht würde ich im Geiste eine antike Schlacht auf dem Hügel wiederaufführen, auf dem sie geschlagen wurde. Ich dachte, wenn ich mit den Fingern über eine alte Inschrift streichen könnte, die noch niemand vor mir gesehen hatte, würde ich wieder - oder vielleicht zum ersten Mal - zu einer ganzen Person werden. Ich dachte, dann könnte ich diese nichtssagende Gestalt aus meinem Kopf vertreiben.

Es hat nie geklappt.

Wenn ich nicht an einem Job arbeite, bin ich ein Anzug an einem Ecktisch hinten im Restaurant, der den leeren Platz gegenüber anstarrt. Kein Kellner hat je meinen Namen behalten, ganz gleich wie viel Geld ich ausbe. Für sie bin ich nur ein gekritzelter Name im Reservierungsbuch, bereits wieder vergessen, wenn die Rechnung unterschrieben ist. Äußerlich bin ich in jeder Hinsicht durchschnittlich. Das ist mein Talent, denke ich, schon immer. Das Einzige, was ich gut kann. Ich war von Anfang an ein Niemand und werde es bis zu meinem Ende bleiben.

Man hat nie meine Fingerabdrücke abgenommen, mich nie verhaftet oder sonstwie festgehalten. Ich habe keine Sozialversicherungsnummer, keinen Führerschein, keinen Pass. Mein Bankkonto ist eine zehnstellige Nummer ohne Namen in einem Computer. Irgendwo in der Südsee, wo ich niemals hinfahren werde. Das einzige Exemplar meiner Geburtsurkunde

habe ich mit zwanzig verbrannt. Die Asche habe ich vom Dach meines Elternhauses in den Wüstenwind gestreut und zugesehen, wie sie über den Horizont verschwand. Als ich von zu Hause wegging, hörte mein Vater auf, Gras zu säen.

Für Leute, die tun, was ich tue, ist Ruhm das Letzte, was man erreichen will. Jackie wurde geschnappt, bevor er fünfunddreißig Jahre alt war. Ein Mann aus seiner alten Crew hetzte ihm das FBI auf den Hals - wegen eines Wachmanns, der 1986 bei einem Bankraub erschossen worden war. Ich hatte nie Gelegenheit, ihn zu fragen, ob er es getan hatte, und nach einer Weile wollte ich es auch gar nicht mehr wissen. Mir war klar, dass es seine letzte Lektion für mich war. Er wollte, dass ich für mich blieb. Wenn man zu viel Zeit mit anderen Leuten verbringt, fängt man irgendwann an, einem von ihnen zu vertrauen. Das darf man nicht, wenn man überleben will. Wer allein ist, den kann niemand verraten außer er selbst.

Wenn ich nicht arbeite, versuche ich, die Zeit auszufüllen. Ich muss mir einen scharfen Verstand erhalten. Die Monate zwischen zwei Jobs vergehen inzwischen schneller als in der ersten Zeit. Vielleicht bin ich einfach älter geworden, oder mir geht der Kick ab. Manchmal ist es schwer durchzuhalten, aber ich habe inzwischen Routine darin. Ich checke meine E-Mails. Ich springe Seil auf dem Dach. Ich trainiere Tempo und Reaktion an einer alten Boxbirne. Ich sitze am Schreibtisch vor dem Fenster und sehe zu, wie die Sonne aufgeht. Ich lese die alten Klassiker noch einmal und übersetze sie auf gelbem Notizpapier. Hauptsächlich Latein, aber auch ein bisschen Griechisch und Französisch. An manchen Tagen sitze ich nur da und lese. Leute auf der

Straße zu beobachten ist nicht mehr prickelnd, aber ich glaube nicht, dass ich je damit aufhören werde. Meine Übersetzungen erstrecken sich über Hunderte von Seiten. Aischylos, Cäsar, Juvenal, Livius. Ihre Worte zu lesen hilft mir beim Denken. Anders geht es nicht, glaube ich. Ich habe keine eigenen Worte.

An manchen Tagen ist es schwer. Ich habe das Gefühl, ein Spuk verfolgt mich. Vielleicht bin ich auch selbst der Geist. Das Gefühl vergeht, aber niemals sofort. Das Licht bricht durch das Fenster herein und beleuchtet meine Bücher. Ich atme ein und wieder aus und versuche es noch einmal.

Nur zwei Dinge hat meine Mutter mir gegeben.

Mein Leben und einen Namen.

Ich hoffe, eines Tages wird es sich richtig anfühlen.

Ich hoffe, eines Tages kann ich das wirklich sein - ihr Baby Boy.